

K L I M M T

VON HERMANN BAHR

Es ist jetzt bald an dreißig Jahre her, daß unser altes Vaterland auf einmal geheimnisvoll in Bewegung geriet: da trat in allen Künsten eine neue Jugend geschlossen auf, einer gemeinsamen Sendung sich mit Leidenschaft bewußt. Sie hätte nicht sagen können, was eigentlich einen so stark zum anderen zog. Eher ratlos stand jeder vor den Werken der anderen und berief sich dennoch auf sie, deutete sie für sich und fand sich durch sie bestätigt, ermutigt, beglaubigt, ermächtigt und berechtigt. Ein großes Kraftgefühl beseelte sie, doch keineswegs auf das persönliche Verdienst des Einzelnen pochend als vielmehr auf den Wert und die Bedeutung des Augenblicks: ein ungeheures Zeitgefühl war es, wovon diese Jugend schwellend überquoll, keiner rühmt sich da seiner selbst, das Zeitalter ist's, dessen sich jeder rühmt! An Sinn, Begabung und Gemüt ungleich, keiner noch seines Ziel's gewiß, ohne Nachricht voneinander, teilen sie dieselbe Zuversicht: den Glauben an den guten Stern, unter dem sie geboren sind. Diese ganze Jugend fühlt sich als ein einziger großer Geheimbund und jeder hätte damals am liebsten jedem Unbekannten auf der Gasse die Hand gedrückt, um ihn zu beglückwünschen und ihm zu danken dafür, daß auch ihm beschieden war, dieser neuen Zeit zu sein. Den Alten, die solcher Vermessenheit auch in frühesten Tagen keinen Hauch gespürt, wurde bang vor dem dreisten Geschlechte, das sich anmaßte, alle Vergangenheit auszulöschen, um von sich selbst aus die Welt noch einmal von vorne zu beginnen.

Lang' ist's her! Und jetzt sind wir selber alt, leben längst nicht mehr in der Zukunft und froh muß sein, wer unter uns auch nur allenfalls noch mühsam Schritt mit der Gegenwart hält. Aus unserer eigenen Jugend aber ist indessen selbst ganz sachte schon Geschichte geworden. Und merkwürdig: da sieht sie jetzt auf einmal doch ganz anders aus! Erst erkennen wir sie gar nicht wieder, bis wir uns allmählich an die Frage gewöhnen, ob wir sie nicht umgekehrt vielleicht überhaupt erst jetzt erkennen. Vielleicht muß eine Zeit erst entschwunden sein, damit ihr Wesen, ihre Wahrheit, ihr Wert erscheinen

können: der Tod rückt das Leben erst zurecht. Er läßt Zufall, Neid und Willkür verstummen, bricht das Schweigen, in das sich Verdienst in seiner hoffärtigen Demut hüllt, nimmt alle Masken ab und mit gütig gerechter, sanft ordnender Hand weist er jedermann seinen Platz an. Manche sind freilich auch selbst im Tode noch zu solcher Unruhe verdammt, daß sie noch erst zum zweiten-, ja zum drittenmal sterben müssen, bis sie das rechte Grab gefunden haben; Bacon wälzt sich noch immer und auch das des Cusaners ist ihm noch zu eng.

Mit solchem Vorgefühl sehen wir, wir von 1890, uns heute schon um, wie wir wohl dereinst das Gericht bestehen werden. Noch ist seit unseren Anfängen kein volles Menschenalter um und wieviele, noch leibhaftig unter uns, sind längst vergessen, wie rasch blüht der Ruhm ab! Gar aber seltsam ist's, wenn einer berühmt geblieben ist, denn da zeigt sich's, daß doch auch der der unerbittlichen Zeit umbildende Gewalt hat erleiden müssen, sein Ruhm sieht nämlich heute ganz anders aus. Wir rühmten damals an ihm, was ihm gemein mit seiner Zeit war, aber bewahrt hat ihm den Ruhm, was nicht seiner Zeit, sondern bloß ihm allein gehört. Auf die Gegenwart wirkt der Künstler nur so viel, als sein Werk von ihr enthält; erst auf die Zukunft wirkt, was es von ihm selbst enthält, aber auf sie wirkt dann bloß dies allein. Ob in einem Künstler mehr als seine Zeit ist, ob, wenn an seinen Werken die Zeichen der Zeit erloschen sind, noch etwas übrig bleibt, ob er zu seiner Zeit spricht, aber mit der Stimme der Ewigkeit, das entscheidet. Ist die Zeit um, so wird ihr Werk in der Geschichte beigesetzt, Wissenschaft hält Totenwache. Nur der zeitlose Künstler aber überlebt die Zeiten. Doch die größten sind, die, während sie sich öffentlich ihrer Zeit verloben, sie mit der Ewigkeit betrügen.

Seit Makart hat kein Künstler in Österreich so stark auf den Tag gewirkt wie Klimt. Aber während Makarts Ruhm mit dem Tag verblich, ist Klimt zwanzig Jahre lang gleich berühmt geblieben, nur daß sein Ruhm indessen insgeheim einen ganz anderen Inhalt bekam: unerkannt sind seine Werke damals berühmt geworden, durch ein Mißverständnis, das er selber vielleicht teilte. Wodurch sie jene Zeit erregten, davon finden wir an ihnen heute nichts mehr und wofür wir sie heute rühmen, davon hat jene Zeit offenbar nichts bemerkt. Ihr waren sie das Neueste vom Neuen, das Modernste, der Ausdruck des Augenblicks. Davon haben sie für uns heute gar nichts mehr; wir wundern uns eher, daß sie kein Datum tragen, weder in der Empfindung noch in der Technik. Wir staunen, daß es ihm unter der Herrschaft des Impressionismus gelang, so gar kein Impressionist zu sein. Und staunen noch mehr, wie zeitlos gesinnt sie sind: daß zur Zeit des kapitalistischen »Betriebs« der Geist dieser Bilder überhaupt noch auf Erden Unterkunft fand, werden die Nachkommen sich gar nicht erklären können. Wer heute, wo der wüste Lärm um diese Bilder längst verrauscht ist, vor sie tritt, den weht es seltsam an: Abklang, Nachglanz alter Zeiten und zugleich Vorgefühl, Verheißung ihrer Wiederkunft. Es war einmal, erzählen sie. So stark aber erzählen sie's, daß wir wissen: es wird auch wieder sein. Märchen sind's, aber Märchen mit Augen in die Zukunft. Es sind die Märchen von unserer ewigen österreichischen Art.

Der Österreicher hat das an sich, daß er, von außen wie von innen her, vor Gegensätzen steht, die ihn alle zu stark anziehen, als daß er sich je für einen davon entscheiden, je den einen ergreifen, den anderen abstoßen könnte. Keinem kann er Nein sagen, er muß alle bejahen; er lebt polarisch. Indem er sich von allen verführen läßt, immer aber, eben erst der einen Verlockung folgend, schon von einer anderen erfaßt wird und, noch in ihren Armen, gleich der nächsten wieder lächelnd zuwinkt, gerät er in eine still um sich kreisende Bewegung, in ein selig verharrendes Schweben in sich selbst. Denn gerade weil er allem erliegt, bewahrt er sich vor allem, gerade sein Gehorsam macht ihn frei, gerade weil er allem dient, beherrscht ihn nichts: er empfängt jedes, berührt's, läßt sich berühren und ist ihm doch im selben Augenblick aber auch schon zum nächsten wieder entrückt, immer noch zuweilen wieder zärtlich zurückblickend, auf alle, denn alle sind ihm recht und im Grunde sind ihm alle gleich, alle sind ihm Zeichen desselben, sie lassen sich vertauschen, denn alles ruht in Einem, um das er kreist. So wird vom Österreicher die uralte Sehnsucht des deutschen Geistes nach Umfassung erfüllt, wenn auch auf eine sozusagen verstohlene Art: um alles zu haben, gibt er jedes preis, er verschreibt sich keinem. In seine höchste Seligkeit stiehlt sich noch eine Träne, seinem tiefsten Leide lächelt noch ein Glück, kein Gefühl wird über ihn je so stark, daß jedes andere verstumme. Er macht niemals Ernst, sagen seine Tadler und ahnen nicht, daß er vielmehr immer Ernst macht, aber mit allem, daß er mit dem ganzen Menschen Ernst macht, daß er zu reich ist und dabei zu eifersüchtig auf jeden Teil dieses Reichtums, um auch nur das kleinste Stück davon zu lassen. Jenen einsilbigen Menschen, die sich ein für allemal auf einen einzigen Urlaut ihres Wesens stürzen und nichts als immer wieder das selbe Monogramm von sich erleben, wird er in der verwirrenden Tausendfalt seiner vielstimmigen, allstimmigen Herrlichkeit stets unverständlich bleiben. Ihnen fehlt dafür das Ohr. Niemals vernehmen sie den tragischen Schrei Mozarts, weil auch da noch in Mozart die ganze Lust des Daseins mitklingt. Sie fühlen nicht die Grabeschauer Schuberts, denn auch dann hört er noch das Bächlein rauschen, auch im Tode selbst vergißt er nicht, daß ja das Leben weiter geht. In unserer Kunst geht immer das Leben weiter und immer ist in ihr das Leben, das ganze Leben strömend da, nicht abgefangen in einen bloßen Tropfen davon und eingefangen darin, erstarrend darin. Wenn unsere Kunst zuweilen auch einmal starr wird, so hören wir auch dann doch unterirdisch noch, was sie das gekostet hat; auch Stifter ist nur klopfenden Herzens so still. Unsere Kunst bezeugt, wie der Österreicher, was immer er erlebe, stets daran sich ganz erlebt, in jede Stimmung nimmt er alle, deren er fähig ist, mit hinein und weil für ihn das Leben immer fließt, kann es ihm nie zerrinnen. Darum geht auch in unserer Kunst die Sonne niemals unter. Aber davon ist's auch in ihr so hell, daß sich oft vor lauter Licht die Züge des Einzelnen verwischen. Wer alles symbolisch nimmt, dem kann im Grunde ja nichts mehr sehr wichtig sein, denn das Nächste tut ebenso, er merkt den irdischen Dingen kaum mehr einen Unterschied an. »Lieben kann

man eigentlich nur Gott«, sagt Stifter einmal. Was wir lieben, an Menschen oder Dingen, ist immer nur Gott; als Geschöpfe Gottes, Gefäße Gottes, Gestalten Gottes lieben wir sie, denn sie nähern uns Gott. Niemals aber erreichen wir an ihnen Gott. Irgend etwas an ihnen hält uns doch auch wieder von Gott fern. So haben wir zu den Menschen und den Dingen ein dreifaches Verhältnis: da sie Gottes sind, lieben wir sie; was sie selber sind, läßt uns gleichgültig; und was sie von Gott trennt, das müssen wir hassen. Und unsere Zuflucht bleibt also des Apostels Rat, uns auf Erden zu freuen, als freuten wir uns nicht, zu weinen, als weinten wir nicht, und diese Welt zu genießen, als genossen wir sie nicht, denn vorüber geht die Gestalt dieser Welt! Daß die Gestalt dieser Welt vorüber geht, bleibt dem Österreicher in jeder seiner Empfindungen gewiß und diesen wunderbaren Tiefsinn unseres so verkannten Leichtsinnes hat seit dem Barock niemand mehr mit solcher Pracht zugleich und solcher Anmut dem Auge dargetan wie Klimt. Ihm ist nichts auf Erden noch so gering, er sieht darin den Himmel offen, nichts aber auch noch so wahr, es geht doch gleich in Schein auf. Was er berührt, entweicht ihm, indem er es ergreift, ist's schon vertauscht. Jedes ist alles und alles ist nichts, denn nichts ist als Gott und wo Gott ist, ist er ganz und was Gott verläßt, ist ausgeleert. Daher die Seligkeit der Inbrunst, mit der Klimt nach jeder Erscheinung faßt: er ringt um den Gott in ihr. Daher aber auch die Gleichgültigkeit, wenn er dann auf einmal wieder sie selbst erblickt: selbst ist sie ja nichts, doch jede deutet auf alles. Diese Vertauschbarkeit aller Erscheinungen, weil keine des Wesens selber fähig ist, aber auf jede das Wesen sich niederlassen kann, berückt ihn. Er malt eine Frau, als wär's ein Kleinod, sie glitzert bloß, aber der Ring an ihrer Hand scheint atmend und ihr Hut lebt mehr als sie selbst, ihr Mund blüht, doch denkt man nicht, daß er auch sprechen könnte, aber ihr Kleid scheint zu flüstern. Oder wenn er eine Sonnenblume malt, nicken uns aus ihr die gütigsten Augen eines reifen Menschen zu. Dann aber malt er wieder einen Baum, der in Gold getrieben scheint. Und wenn wir vor den apokalyptischen Gesichtern seiner großen Bilder schauern, kann es aber auch sein, daß er dabei vielleicht doch bloß mit Farben spielt. Tiefe wird ihm flach, Fläche wieder öffnet unversehens Tiefen, im Kleinsten tut sich Ewigkeit auf, aber auch mit ihr, scheint's, spielt er bloß, wir wissen's nie, ganz wie wir vor dem Altar Fischers von Erlach in der Salzburger Studienkirche doch auch nie recht wissen, ob wir da schon in der himmlischen Herrlichkeit selbst oder noch im Theater sind. Wir sind in einem Grenzbezirk von hier und dort; das ist die Heimat unserer österreichischen Kunst.

Salzburg, September 1917.